

Die Bekenntnisse eines Künstlers

Autor(en): **Moser, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1897)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wohl dürfte da wieder der Zufall die Hauptrolle spielen; denn mit einer systematischen Forschung in den Archiven ist, dessen bin ich sicher, nichts mehr zu erreichen.

Durch Zufall ist das Bild uns ja auch erhalten geblieben, durch Zufall entdeckt und gerettet worden. Der Zufall brachte es zurück in seine alte Heimat, die Professor Rahn ebenfalls zufällig nachzuweisen imstande war. Und wieder der Zufall nannte uns die Namen der Stifter.

So möge denn die Vorkehrung auch fernerhin den glück-

lichen Zufall leuchten lassen über dem Meisterwerke Hans Holbeins des Jüngern, des größten Malers, den die deutsche Renaissance hervorbrachte und dessen Bedeutung Boltmann so zutreffend in die kurzen Sätze kleidet:

„Wo Dürers Arbeit aufhörte, setzte Holbeins Tätigkeit ein. Er führte praktisch durch, was Dürer theoretisch erkannte; ihm war von Anfang eigen, was Dürer nur im letzten Werk und auch da nur annähernd erreichte: Der freie Sinn für die Schönheit der Form.“



Von H. Moser, Zürich.

Mit Portrait und 16 Abbildungen aus J. Stauffachers „Studienreisen“ *).

Wie Kinder wandern wir durch die Museen, ohne Zagen und ohne Fragen, getrieben von einer naiven, frommen Sehnsucht nach einer göttlichen Schönheit, die wir wahrscheinlich nicht finden werden, weil sie vielleicht kein Maler malen, kein Dichter dichten und kein Sänger singen kann. . . .“ Das sind nicht die Worte eines oberflächlichen, blasierten Kunstkritikers jener Art, die zwar selbst zeitlebens unproduktiv und ohne feineres Nachempfindungsvermögen ist und dennoch in Sachen der Kunst die öffentliche Meinung zu machen sich vermischt; es ist vielmehr das ehrlich bescheidene Bekenntnis eines Mannes, der selbst ein ringender Künstler und in seiner Art einer der bedeutendsten ist.

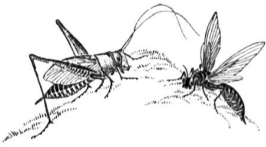
Stauffacher hat mit seinen in den 80er Jahren veröffentlichten „Baumbach-Vignetten“ und seinem Werke „Studien und Kompositionen“, die sich im Auslande besonders eines guten Rufes erfreuen, und später mit seinen „Pflanzenzeichnungen“, nachdrücklich besonders aber in seiner Stellung als Lehrer an der Zeichnungsschule des Gewerbemuseums in St. Gallen unserm Kunstgewerbe nach mehr als einer Seite hin neue Impulse gegeben. Er hat also durch eigenes produktives Schaffen sich als einer jener Berufenen ausgewiesen, die in Dingen der Kunst ein wirklich bedeutsames Wort mitzureden haben.

Jene einseitige Kunstgelehrsamkeit, die hochmütig ihren Blick von der Gegenwart abwendet und alle künstlerische Größe und Offenbarung nur in den Werken der großen Meister vergangener Jahrhunderte finden will, jammerte unserer Zeit lange genug vor, daß sie sich keinen Stil zu schaffen vermöge. Unter dessen haben freilich schaffende Künstler, deren Drang nach Veräußerlichung ihrer Gedankenwelt sich nicht im bloßen Worte Genüge thut, redlich und rastlos darnach gerungen, auch unserer Zeit und dem, was sie bewegt, wenigstens im Kunsthandwerk und in der Industrie einen charakteristischen Stil zu geben. — Stauffacher hat daran sein gutes Teil. Seit zwei Dezennien schon sucht er uns die jubelnde Daseinsfreude der Frühlings-

natur, die reisende Fülle und die Rosenpracht des Sommers, die Farbenfreude des größten aller Landschaftsmaler, des Herbstes, in tausend und tausend Blumenangefichtern und Blattgewinden zu bannen. Keiner vielleicht hat dem taubehängenen Grashalm, dem nickenden Blumenhaupt und den hundert Blattvarietäten mit ihren Lichtreflexen, so viel intime Schönheit abzugewinnen vermocht, wie er.

Daß er aber nicht nur mit Pinsel und Stift, sondern auch mit dem lebendigen Wort gewandt und energisch für seine Ideen über Kunsthandwerk, künstlerische Erziehung und Kunst überhaupt zu fechten vermag, beweist seine neueste Publikation, die „Studienreisen“. Das Buch ist in seiner Ausstattung wahrhaft vornehm. Es verdankt seinen Ursprung zunächst einer Reise nach Deutschland, die der Verfasser auf den Wunsch des kaufmännischen Direktors in St. Gallen machte, um in München, Stuttgart, Bauen, Dresden und Leipzig die Kunstgewerbeschulen und Museen zu besuchen. Weil aber hier ein gründlicher Kenner seines Faches ein scharfer Beobachter, vor allem eine ausgesprochene Künstlerindividualität, ein mit der Kunstgeschichte, den besten Alten und den tüchtigen Meistern der Gegenwart lang vertrauter Künstler sein Urteil spricht, ist das Buch ein Werk von außergewöhnlicher Bedeutung geworden, für das jeder dem Verfasser dankbar sein wird, der es studiert hat. Es ragt auch nach der stilistischen Seite merklich über das Niveau der letzten Publikationen auf verwandtem Gebiete hinaus; denn Stauffacher ist nicht nur einer der talentvollsten Interpreten der lachenden Naturwunder an Hecken und Hägen, in Feld und Hain, sondern auch ein echter Dichter, ein origineller Mann des Wortes, dem für das prägnante Bild, den Witz und Sarkasmus, den Humor und die überlegene Weisheit des Gereiften, für alle Formen, Farben,

*) „Studienreisen“ von J. Stauffacher, St. Gallen. Das Werk besteht aus einem elegant gebundenen Textband in Groß-Oktav-Format (18 Bogen mit 23 Bildtafeln) und einer gleichartig ausgestatteten Prachtmappe mit 46 Tafeln. Preis Fr. 35. Im Selbstverlage des Autors.



Gedanken und Stimmungen immer auch der sprechende Ausdruck zu Gebote steht.

Diese Sprache an und für sich schon, vom Inhalt abgesehen, wird dem, der zu genießen fähig ist, Stauffachers Buch zu einer herzerquickenden Lektüre machen: sie ist bald kraftvoll, bald weich, polternd wie ein fecker Naturbursche und wieder zart wie die Konturen seiner Rosen, wetternd wieder oder einschmeichelnd süß, melodisch oder rau, oder klirrend wie aufschlagende Schwerter, je nachdem Zorn oder Liebe und Begeisterung ihm die Worte diktieren. Dabei ist er immer bedeutungsvoll und voll Geist, und selbst da, wo er, wie in seinem harten Urteil über die „Moderne“, den Widerspruch herausfordert, wird man seinem Buche nicht abstreiten wollen, daß daraus ein ganzer Mann, ein ganzer Charakter spricht. Was Stauffacher einmal von dem in seinem Urteil so hoch stehenden Krumholz sagt, mit dessen Künstlerindividualität er sich innerlich verwandt weiß, das gilt eben auch von ihm selbst: „er ist ein Vorbild unermüdlicher Schaffensfreude und goldlauterer Treue gegen die Natur und das eigene Künstlergewissen.“

Durch jahrelanges gewissenhaftes Sichvertiefen in das Studium der nimmer zu erschöpfenden und nie versagenden Natur hat sich der Verfasser der „Studienreisen“ redlich bestrebt, seine künstlerische Potenz zu steigern. „Die Naturformen stilisieren, bevor man sie genügend als feinfühlernder Maler und gebildeter Botaniker studiert und kennen gelernt hat — heißt gedankenlos und einseitig schnörfeln,“ sagt Stauffacher in seinem rasierten Vorwort zu den „Pflanzenzeichnungen“.

Und auch in den „Studienreisen“ führt er immer wieder zur Natur zurück und was er ihr an erquickender Schönheit abgelauscht, das verkündet er im Liede, ein echter Meister des Verses, oder es athmet aus seinen düstigen, sonnleuchtenden Blumen und Ranken. Dabei läßt er uns Tiefblicke in das künstlerische Schauen und Schaffen thun: „Selbst seiner organisierte Menschen,“ sagt er, sehen in der Natur und im Leben die vollendete Schönheit der Formen und Farben nur auf flüchtige Minuten, und selten oder nie erscheint sie ihnen als großes Ganzes in ungetrübler Reinheit. Der Künstler aber sammelt die verschiedenen Eindrücke in seinem Kopf und in seinem Herzen, er verarbeitet und konzentriert sie, je nach seinem Talent oder seinem Genie, zu einem einheitlichen Ganzen, das ebenso wahr und lebenskräftig ist als die Natur, und das doch nur er nachempfinden und nachbilden konnte. Die ewige Schönheit, von der überall, selbst im Unharmonischen und Häßlichen noch ein göttlicher Funke vorhanden ist, soll er mit durstigen Augen und sehnsuchtsvollem Herzen in sich aufnehmen. Er allein hat die feinen Sinne, die hierzu nötig sind, und weil ein Gott sie ihm gegeben, so muß er seine Mission erfüllen.“

So gereift an der nie alternden Lehrmeisterin, wußte er sich zur vollbewußten Selbstständigkeit im Urteil durchzuretten,

was in unserer Zeit, da alles, auch die Kunst, die dichterische und die bildende, eine Beute des gewissenlosesten Claqueurwesens zu werden droht, an einem Autor nicht hoch genug angeschlagen werden kann; im stilistisch vornehmen Gewande der „Studienreisen“ ist es aber doppelt willkommen.

Hier wird die zwiefache künstlerische Veranlagung nicht zur Disharmonie; denn in dieser starken, gesunden Natur ergänzen sich Beide, der Schriftsteller und der Zeichner, der Maler und der Poet, und es ist wohl eine Folge dieser innern künstlerischen Harmonie zwischen Beiden, daß der Prosais in Stauffacher oft eine Glätte und einen innern Wohlklang des Stils zeigt, wie er keinem halben Duzend unter den besten deutschen Schriftstellern von heute in höherem Maße eigen ist: Die „Fahrt nach München“ und den visionär großen „Traum in Stuttgart“ geschrieben zu haben, dürften die Angehörigen unter ihnen stolz sein. Freilich — sie würden ihn nicht geschrieen haben,

diesen „Traum“, denn es fühlt keiner mehr, wie die Größten der Kunst zu allen Zeiten es gethan, naiv und groß zugleich ...

Es muß als ganz selbstverständlich erscheinen, daß eine so ernst ringende, feinfühlernde Natur mit manchem im Kunstleben der Gegenwart nicht einverstanden sein kann. Und derweil Stauffacher ein scharfes Wort nicht scheut, ist sein Buch auch zur Streitschrift geworden. Aber zur Streitschrift im besten Sinne des Wortes, zur Streitschrift voller Reiten, die er freilich nicht immer standiert. Der Wig bligt und die Klinge saust — — hui! ist das ein fröhliches Fechten!

Ein wilder Zorn faßt ihn auf der Ausstellung der Sezessionisten in München unter den Frechlingen der Modernen; er möchte sie aus dem Tempel jagen, den sie entweißen. Da prasseln die Hiebe seiner grimmigen Satire nur so auf die Meister der Sezession nieder, die das Häßliche und Freche malen, um die blasierte Menge stutzig zu machen und auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege genannt und bekannt zu werden. „Höhnisches, nervös-empfindendes,

marktschreierisches, undeutliches und unmännliches Komödiantenvolk“ nennt er sie, „das der Kunst und dem Namen der göttlichen, ewigen Schönheit Hohn spricht, die große, reine Harmonie der Schöpfung und die unaussprechliche Tapferkeit und Liebefähigkeit des Menschenherzens verlästert und verleugnet.“

Hier ist Stauffacher vielleicht in einem Irrtum befangen. Die Welt ist nicht nur physisch, sondern auch psychisch Bewegung. Sie ist nicht Harmonie, sondern ewiger Wechsel von Harmonie zur Disharmonie und umgekehrt. Vielleicht ist das Resultat dieses Kampfes doch einmal die Harmonie; wir ringen darnach, und in der Kunst allerdings soll dieses Ringen den edelsten Ausdruck finden, das ist ihre ideale Substanz.

Freilich, vor Robert Haags historischem Bilde in der Sezession, „Blüchers Vortrab erblickt nach der Schlacht bei Leipzig den Rhein“, bleibt er bewundernd stehen. Es wirkt auf ihn, wie eine Erlösung von den tollen Einfällen verzweifelter Künstler. „Blücher, urdeutscher Heldengeist, schleudre einen zischenden Flammenstrahl in das verbummelte Gewimmel der



J. Stauffacher, St. Gallen.



gold- und lorbeergerigen Carrièremacher herab," ruft Stauffacher aus — — — „Er schleudert ihn nicht — und du, deutsches Volk, magst selber sehen, wie du dich der Verlotterung und Blasphemie in Litteratur und Malerei erwehrt. Wenn der liebe Gott es gut mit dir meint, woran ich nicht zweifle, so schickt er dir einen großen

Reiniger, der mit dem flammenden Schwerte des Geistes den fremden Eynismus und die entnervende greisenhafte Lüsternheit zum Land hinauswirft."

Sein Zorn gilt auch jener Selbstgefälligkeit Halbtalentierter, wie sie geleckt und gebügelt überall an unsern Kunstschulen herumflanieren, artistische Ambitionen reichlich besitzend, aber nicht die innere Kraft, sie zu befriedigen; oder den Präventions im Musterzeichnen, die Deutschland einen Stil gegeben zu haben wäghen und doch nur Kopirer der Alten sind. Wie Keulenschläge wirken ferner Stauffachers Worte auf das moderne Krebsübel, die Bureaukratie, die im Vollgefühl ihrer Unfehlbarkeit und ihres Allgenies unsre Kunstgewerbeschulen so lange bis ins kleinste Detail hinein organisiert und reglementiert, bis der gute Geist künstlerischer Freiheit gründlich daraus vertrieben ist. An diesen dünselhaften und innerlich doch so ideenarmen Bureaukratismus denkt er, wenn er gepunztes Leder oder gepolsterte Lehnstühle sieht.

Wer von der Aufgabe des Lehrers an einer Kunstgewerbeschule einen so hohen Begriff hat wie der Verfasser der „Studienreisen“, wer selbst große finanzielle Opfer nicht scheut, um jungen Talenten die Weiterbildung in den großen Kunstzentren zu ermöglichen, der ist ja wohl berechtigt, auf den kurzfristigen hofmeisternden Bureaukratismus herabzuwettern, welcher in wichtigthuierischer Umständlichkeit mit seinen Programmen für jedes Handwerk eine bessere Weisheit fließen läßt und bei all' dieser Geschwägigkeit das Notwendigste vergißt: Die richtige Aufmerksamkeit auf das einzelne Talent und die künstlerische Konzentration.

Einen ersten Blick auf die Erziehung der jungen Generationen werfend, schreibt Stauffacher:

„Würde unsre Jugend in den Schulen nicht mit allerlei nichtsnutzigem Zeug überbürdet, sondern an Herzensadel, an Verständnis für die Natur und an Respekt vor dieser unergründlichen Großartigkeit und Harmonie täglich reicher, sie würde zugleich bescheiden gegen Gott und die Menschen, pflichtbewußter und widerstandsfähiger im späteren Leben. Dann würde auch ein gutes Stück der sozialen Frage verschwinden und die Standes- und Vermögensunterschiede würden sich nicht mehr, wie heute, in den Primar- und Realschulen so fühlbar machen, so daß arme liebe Buben und Mädchen, die

nichts dafür können, daß ihre Väter nicht auch ein Vermögen zusammengerafft haben, sogar an den Tagen der allgemeinen Festfreude ihre Dürftigkeit empfinden müßten. „Selig sind die Armen und Notleidenden“, sprechen salbungsvoll die Himmelspfortner und machen verständnisinnig einen unterthänigsten Bückling vor denen, die vorderhand die irdische Glückseligkeit nicht mit dem bessern Jenseits vertauschen möchten. — „Eine Priße gefällig, hochwürdiger Herr Pfarrer? Sie kennen mich, ich meine es gut, und ich sage gerne die Wahrheit.“ —

Es ist der Weise, der so spricht, das Leben fassend, wo es zu fassen ist und künstlerisch gestaltend und auskostend, sich und der Welt zur Freude. Solche schaffensfrohe Vollkraft eines Künstlertalentes verträgt sich ganz natürlich auch schlecht mit

einer recht anmaßenden und dennoch thatenarmen Gelehrtenfeste in der Kunstgeschichte und der Kritik. Dieser Kunst widmet der Autor der „Studienreisen“ seine intimsten und hübschesten Bosheiten. „Ach, ich habe sie oft an der Arbeit gesehen, diese gelehrten Hühner, die siebenundzwanzigmal gackern, bevor sie etwas Nützliches ins Nest legen . . . Wenn so ein simpler Zeichnungslehrer seine Sachen nicht besser wüßte und könnte, das gäbe eine hübsche Lotterei im Kunstgewerbe.“ Man sieht, unserm Stauffacher macht das gelehrte Popptum, das Urväterchens Hausrat, und nichts als das sammelt, kein A für ein U vor.

Und doch — er ist kein kleinlicher Häßer; dafür fühlt er als Mensch und Künstler zu groß und edel. „Ich hasse dich gar nicht, nein, ich liebe dich, Menschheit, du großes, törichtes, übermütiges Kind, das hundert- und tausendmal über die gleichen Steine purzelt, sich verwundert wieder auf die Beine stellt, das rote Blut von der Nase wischt, dann lacht und verzagt; mit den lieben hellen Kinderäugen in den tiefen blauen Himmel hinaufschaut und weiterwandert — mit unsichern kleinen Schritten zwar, aber mit einem fabelhaft zähen Glauben an eine große, schöne Zukunft, die endlich kommen muß.“

Stauffacher poltert sich wohl manchmal in seinem Buche tüchtig aus, und so herzerfrischend auch die rollenden Donner weiter einschlagen in unsre Zeit der heuchlerischen Konvenienz, so möchte man dennoch wünschen, er hätte da und dort seinem Ingrimme die Zügel ein wenig angelegt. Er ist eben ein Sohn seiner Berge und verleugnet es nicht. Grob, ehrlich und herzlich, wie er von seinem Blücher sagt, sind bis jetzt die Besten unseres Landes gewesen und sie sollen es bleiben, solange wir noch gesund sind bis ins Mark hinein! Uebrigens ist in unserm

Autor der Künstler und Schriftsteller bedeutend genug, um

verlangen zu können, daß man ihn zu verstehen suche.

„Aber er spricht zu viel von sich selbst?“ Nun ja, und eine schöne Zahl von Namen ihm befreundeter Männer, die er am Schlusse des Werkes aufzählt, hätten wir ihm auch erlassen. Da aber die zweite Hälfte dieser „Studienreisen“ auch eine kleine Geschichte der Zeichnungsschule St. Gallen ist, war das Neben von sich selbst nicht zu umgehen. Möchten nur alle, welche mit der künstlerischen Erziehung unseres Volkes, die ja immer noch so jämmerlich brach liegt, zu thun

haben, gerade dieses Kapitel recht gründlich studieren. Was der künstlerisch gereifte und praktisch erfahrene Lehrer des Kunstgewerblichen Zeichnens hier über seine Auffassung des Unterrichts sagt, wird noch Bedeutung behalten, wenn schon alle die bekannten berüchtigten „Programme“ unserer Kunstschulen lange, lange vergessen sein werden. Das ist's eben: Die Form thut's nicht, der Buchstabe und der Paragraph thun's nicht, — der Geist nur schafft Bleibendes!

Die übrigens kurze Autobiographie eines Mannes, der sich durch tapfere Arbeit und redliche Selbsterziehung vom armen Hirtenbuben zum geachteten Künstler, zum feinen Stilisten emporgearbeitet hat, sollte nicht von Interesse sein? Für die Denkenden und Kämpfenden gewiß! Unser Autor anerkennt unumwunden die Arbeit der Tüchtigen, die auf seinem Gebiete redlich mitschaffen, wie z. B. ein Hoffmann, Krumbholz, Seder, Finsler, ein Walter Crane, Meurer und der geniale Grassett u. a. m. Er beweist damit also, daß jene Bescheidenheit, die allein wahre, auch ihm eigen ist: Die landesübliche „Bescheidenheit“ ist gewöhnlich Heuchelei oder — noch etwas Schlimmeres . . .

Auf seinem Gang durch die Museen in München und Dresden führt uns Stauffacher auch vor die Geistesgewaltigen der Vergangenheit, zu Lukas Cranach, Dürer, Holbein, Murillo, Raphael, Michel Angelo — im Fluge nur, denn er will keine Kunstgeschichte voll gründlich langweiliger Gelehrsamkeit schreiben. Seine Worte wiegen jedoch vor mehr als einem Wilde Kompendien der gelehrten Dürre auf, weil hier eben ein Künstler spricht, der mit seiner starken Sensibilität die Visionen der Großen wiedererschaut. Mit einem kurzen Worte weiß er uns an Schönheit zu offenbaren, was dem innern Auge bisher verborgen lag. Da stehen wir z. B. vor der Sirtinischen Madonna. Wieviel ist über das unvergleichliche Bild geschrieben worden; aber den beiden wunderbaren Engelköpfchen, die sich auf den untern Rand des Gemäldes stützen, vermochte nur eine tiefkongenial empfindende Natur diese auf einmal das ganze Bild verblüffend erhell-





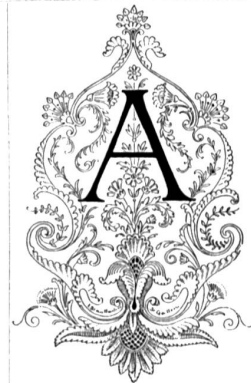
Rosen-Kopfleiste.



RosenknoSpfen=Schlußstück.



Kopfleiste des München-Kapitels.



Initial.



Distel=Initial.



SeceSSIONisten-Kopfleiste (Stuck).



Linden=Initial.



habe den Mut, zu sagen, wie du siehst und wie du empfindest! Das predigt uns eindringlich Stauffachers Buch, und darin liegt

ende Deutung zu geben. Man lese ferner, mit welchem Scharfsinn die Schwächen Rubens als Tiermaler in einem Vergleiche mit Frieses « Brigands du désert » aufgedeckt werden.

Solches Anschauend durch das Medium des Künstlerauges macht uns mit einem Schläge frei vom aufdringlichen Konventionenatismus der Kritik. Suche nachzuempfinden, lebe dich hinein in die Stimmung, aus welcher der Künstler gestaltet hat und dann

seine Bedeutung für alle, die sich ein vom herkömmlichen Doktrinarismus unbeirrtes Genießen dessen wahren möchten, was die providentiellen Geister auf ihrer Sonnenhöhe Unvergänglichliches geschaffen haben.



An den vielen reizenden, ab und zu auch fein satirischen Ornamenten und Blumengewinden, womit Stauffacher sein Buch geschmückt hat, mögen die jungen Talente in unsern Kunstschulen ersehen, wie ernst der Mann es mit seiner Kunst nimmt. Sie werden den Tüchtigen eindringlicher als alle Worte zum Studium der Natur drängen und aus den lehrreichen und vorzüglich ausgeführten Arbeiten in der beige geschlossenen Mappe mag ihm ersichtlich werden, wie weit man es mit Fleiß und Talent unter der verständnisvollen Leitung eines Meisters im Auffassen und Wiedergeben der Natur bringen kann.

Allen ehrlich Strebenden unter unsern Kunstschülern sollte das Werk in die Hand gegeben werden. Sie würden daraus für ihren Lebensweg schöpfen, was ihnen so leicht kein Lehrer zu geben vermag: freien Blick, unabhängiges Urteil und die Kraft, ihrer Eigenart den Platz zu erobern und sie zu verteidigen. Es müßte ihnen zum Freunde durchs Leben werden. —

Die Preis-Novelle.

Von Jonathan, Zürich.

In einem von der besseren Bürgerklasse besuchten Restaurant der alten Hansestadt Hamburg saßen am vierundzwanzigsten Dezember 189. zwei jüngere Männer über ihrem anspruchslosen Abendbrot.

Sie waren beide im gleichen Alter von ungefähr fünfundsiebenzig Jahren, von ähnlicher Statur, groß und kräftig; aber während der eine mit dem reichen braunen Haar und den hellen blauen Augen eine heitere Miene zeigte, blickte der andere mit dem bleichen Teint schwermütig und traurig drein. Sein Kopfhaar, das Schnurrbartchen und die Augen waren schwarz und verliehen dem durchgeistigten Gesichte einen ernsten Charakter, die violetten Ringe um die großen, schönen Augen ließen auf lange Nacharbeit schließen; in seinem ganzen Wesen hatte der junge Mann etwas ungemein Anziehendes und das lag wohl zumeist in dem freundlichen, milden Glanze, der von den dunklen Augen ausstrahlte.

„Es war wieder umsonst, lieber Max“, wandte er sich, nachdem er eine Zeitlang in Gedanken vor sich hingeblickt hatte, an seinen heiteren Tischgenossen, „vor kaum einer Stunde erhielt ich das Manuskript meines Romanes zurück. Gerade heute, am Weihnachtsabend! Die Arbeit sei nicht schlecht, schreibt mir der Verleger mit gewohnheitsmäßiger Höflichkeit, aber die epische Behandlung des schönen Stoffes allein genüge der heutigen Leservelt nicht mehr. Man verlange krassen Realismus im Stile eines Zola, die Mystik eines Ibsen, die psychologische Vertiefung von Peter Panzen, Gabriel d'Annunzio oder die Lüsterheiten der ganz Modernen. Meine schlichte Erzählung — so nennt er meine Arbeit — würde nicht genügend gewürdigt werden. Was nützen mir seine wohlmeinenden Worte? In mir pocht die Poesie eines vergangenen Jahrhunderts, die, so fürchte ich, mit so vielem Anderen, Schönen, für immer verschwunden ist. — Immerhin würde der Verleger,“ setzte der Sprechende nach kurzer Pause traurig lächelnd

hinzü, „den Druck übernehmen, da er sich der Tatsache nicht verschließen könne, daß es doch noch Leser gebe, die an einer weniger raffinierten und weniger pikanten Lektüre Geschmack fänden. Als Geschäftsmann stellt er jedoch nur die eine Bedingung, ich hätte zu den Druckkosten, die sich auf fünfzehnhundert Mark belaufen, ein Drittel beizusteuern! Woher soll ich denn fünfzehnhundert Mark nehmen?“

Dem Freunde war die bittere Ironie nicht entgangen, die der junge Schriftsteller in seine Worte gelegt hatte. Er hätte ihm gerne geholfen, aber, du lieber Gott! Fünfzehnhundert Mark waren auch für den jungen Musiker Max selber eine große Summe.

Beide jungen Leute waren früh verwaisst. Schon als Knaben hatten sie innige Freundschaft geschlossen, und das Band wurde nur noch fester angezogen, als beide durch einen grausamen Zufall mit kaum sechs Jahren vater- und mutterlos in der großen Welt blieben. Die tödliche Influenza hatte in dem unansehnlichen Häuschen, das die kleinen Familien bewohnten, schonungslos ihre herzerweichende Ernte gehalten, und der Schmerz der beiden Waisen war so riesengroß, daß ihnen an der Bahre von Max' Mutter — sie war die letzte gewesen — keine Thräne mehr kam. Erst als sie sich nach einigen Tagen in dem engen Dachstübchen fanden, das ihnen nun als gemeinsame Wohnung diente, machte sich das furchtbare Weh Luft, und viele Nächte lang hörten die Nachbarn durch die dünnen Wände das Schluchzen der beiden Verlassenen.

Von jenem Zeitpunkte an waren sie auf sich selbst angewiesen. Julius Gerich präparierte auf dem Gymnasium seine Kollegen für die Examina, die den jungen Herrchen stets ein Schrecken waren, während er sie spielend überwand, Max gab Klavierstunden und kopierte Orchesterstimmen. Des Sonntags waren sie bald in dieser, bald in jener Familie, in die sie durch ihre Be-